

1.3.2010, F.A.Z., Feuilleton

Unschärferelation

Peter Loewy fotografiert Porträtzeichnungen

Aufbewahren für alle Zeit: Das ist die Passion des Dokumentaristen. Er will zeigen, was nicht alle sehen, was verdrängt oder verschlossen ist oder was so bisher noch nicht wahrgenommen wurde. Der Fotograf Peter Loewy, Jahrgang 1951, wurde bekannt mit Serien über Künstlerateliers und intime Ansichten der Wohnmilieus jüdischer Familien in Frankfurt. Ihn interessiert, wie sich das Vertraute und das Fremde verschränken, wie das eine sich im anderen spiegelt und so erst zum Bewusstsein seiner selbst kommt.

Seine Ausstellung im Vitruviankorridor der Münchner Pinakothek der Moderne ist aber selbst für den, dem Loewys Verfahren längst selbstverständlich ist, vertrackt und fallenreich. Schon der Titel verblüfft: "Zeichnungen. Eine Ausstellung mit Photoportraits". Diesmal hat sich Peter Loewy nicht in Räume begeben, die nicht für alle zugänglich sind, sondern er hat das getan, was jeder tun kann: Die Vorlage seiner Porträts sind mehr oder weniger bekannte Zeichnungen aus den vergangenen Jahrhunderten, wie man sie in Kunstbänden findet. Er hat sie mit "falscher" Brennweite reproduziert; ein Effekt, der sich ursprünglich dem Zufall, dem Spiel verdankt hat, den er aber dann bewusst eingesetzt hat: Verschwommene Bilder von Zeichnungen wirken mit einem Mal wie Fotografien einer verlorenen Realität, die Modelle beginnen, auf eine irritierende Weise zu leben. Die Zeichnungen, die immer Resultat eines Abstraktionsprozesses sind, auch wenn sie sich realistisch geben, setzen Fleisch an.

Das Bild eines Bildes entfernt sich nicht von der Wirklichkeit, sondern scheint ihr (wieder) ganz nahe, als würde sie in einem intimen Augenblick erhascht und als wäre die relative Unschärfe der Preis einer plötzlichen Erkenntnis - die so rasch kommt und wieder vergeht, dass man sie nicht präzise festhalten kann. Was man nicht so genau sieht oder weiß, fördert die Einbildungskraft des Betrachters, die das scheinbar Fehlende ergänzt. So entsteht Wehmut über das Vergangene oder Sehnsucht, die dem Unerreichbaren gilt.

Nicht zufällig standen am Anfang der neuen Loewy-Serie ethnographische Zeichnungen. Der exotistische Blick, der einst den (medialen) Kontakt mit den abwesenden Wilden bestimmte, deren Bilder den Zugang zu den angst- oder lustbesetzten "dark rooms" der eigenen Psyche ermöglichen, wird jetzt zum Movers eines neuen, vitalen Zugangs zur eigenen kulturellen Tradition. So wird der Mädchenkopf mit der streng gescheitelten Frisur, den Loewy bei Edgar Degas findet, zum Sittenbild aus dem bürgerlichen Zeitalter, die hingestreckte Schöne (von Gustav Klimt) mit dem wallenden schwarzen Haar, die zu schlafen und zu träumen scheint, zur Ikone einer erotischen Fin-de-siècle-Dekadenz, die sich Erlösung nicht von entschiedenem Handeln, sondern von bedingungsloser Hingabe erhofft. Bei Peter Loewy werden die Jahrhunderte zeichnerischer Erkundung des Menschlichen seit Dürer und Michelangelo bis hin zu einem Selbstporträt Lovis Corinth und einem computergenerierten Kopf David Hockneys zu Momentaufnahmen der condition humaine, in denen wir uns wiederfinden.

Die Fotografie scheint als mechanisches Medium, das Objektivität verspricht, die Realitätshaltigkeit der Zeichnung zu verbürgen. Sie nimmt freilich deren stilistische Zuspitzung zurück. Paradoxerweise ist sie ihrerseits unübersehbar das Resultat einer Verformung und Verfremdung. Der Fotograf sieht im Zeichner den Kollegen. Der Zugang zur Wirklichkeit setzt, unabhängig vom Medium, die konstruktive Anstrengung voraus. Erkenntnis ist nie bloßes Abbild, sondern immer auch Artefakt. In allem, was der Künstler wahrnimmt, ist sein eigenes Auge mitenthalten. Diese Peter-Loewy-Ausstellung in der Pinakothek der Moderne ist oft von berückender Schönheit - und sie macht durch eine mehrfache Brechung der Optik vertraut mit der Geschichte der Medien.

GABRIELE MAYER